

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 17 (1935)
Heft: 42

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aber, die gerne in stichtbarer Gemeinschaft sich unter ein gemeinsames Obert stellen und mit einander kühl sein möchten über dem Anliegen des Friedens, für diese hat die Kirchenpflege Frau Müller in freundlicher Weise ihre Kirche zur Verfügung gestellt. Wer an diesem gemeinsamen Obert teilnehmen will, möge sich heute abend um 20,30 Uhr im Frauentempel für eine halbe Stunde einfinden.

Frauen, die der Anregung der Vorkämpferinnen Folge geben.

Vortagung: Zusammenarbeit und Solidarität.

und eine Diskussion in einer Sitzung, wo grundsätzliche Meinungen einander gegenüber stehen, nicht ohne tiefe Empfindlichkeit ertragen. Wir sind Leichter für die eine Seite einer Angelegenheit der andern gegenüber ungenügend zu werden, zu urteilen, bebend vor gründlicher Kritik, zu kritisieren oft nur aus Freude an der Kritik! Kritik gehört ja mit zur fruchtbarsten Arbeit, sie ist notwendig und am Platze, wenn sie im richtigen Ort, an der Adresse, für die sie bestimmt ist, angebracht wird. Aber sie wirkt zerstörend, wenn sie so halb im Vorborgenen laut wird und weitergetragen aus den Reihen der Beteiligten hinaus in die Kreise jener, die wir zu beglückseligen, sie aufzufassen und uns zehnfach verdächtig gegen unsere ganze Bewegung überhaupt ins Feld zu führen. Mit jeder unaufrechten Kritik greifen wir nicht nur die Betroffenen selber an, wir schaden unserer eigenen Arbeit, denn sie ist ja ein Teil dieses Ganzen und wir sind dann selber mitschuldig, wenn es nicht so wäre, würde geht mit unser Bestrebungen, wie wir hoffen und die Achtung und Anerkennung unserer Bemühungen nicht so unbedingt ist, wie wir glauben erwarten zu dürfen. Wir wollen überall da, wo wir mit dem Vorgehen und dem Arbeiten der andern nicht recht einverstanden sein könnten, versuchen, selber vermehrt mitzutun und vermehrte Verantwortung auf uns zu nehmen, vielleicht vermögen wir dann wirklich etwas zu ändern und zu bessern, vielleicht aber auch lernen wir einsehen, warum es eben so ist und nicht anders, warum der eine Ausweg ergreifen wurde, weil ein anderer nicht gangbar war.

Nun haben wir allerdings manchmal auch mit Organisationen zu tun, in deren Arbeitsgebiet wir eben nicht selber eingreifen können, und wo wir doch oft berechtigten Grund zur Unzufriedenheit zu haben glauben. Wir wollen aber auch da uns alle nur denkbare Mühe geben, zu verstehen, und wenn wir wirklich nicht mehr billigen können, zu versuchen, am richtigen Ort darüber zu reden, offen und mit der Anteilnahme und Liebe, die wir der Sache entgegenbringen. Manchmal erreicht man mit diesem ehrlichen geraden Vorgehen doch weit mehr, als man zu hoffen gewagt hätte, aber selbst da, wo wir eben nicht im Frieden bleiben können, weil es dem geistigen Wohlstand, der uns wohl doch das einzige Mittel, ihn langsam zu gewinnen in unserer absoluten Unvollständigkeit, die es vermindert, Aufhebendes gegenüber auf eine Fehler hinzuweisen. Denn wir dürfen und können es uns nicht leisten, nach außen den geringsten Beweis von Uneinigkeit und Unanimität unter unsern Frauenverbänden zu stiften, nicht bloß weil unsere Stellung heute unmittlerbar ist als je und weil, wie schon gesagt, die Zahl jener nur allzu groß ist, die wir darauf warten, daß ein Verlangen unsererzeitigen ihnen die vollkommenen Angriffsfläche bietet, sondern auch um der andern willen, die sich nicht freuen dürfen, die wir nicht gefällig, können wir glauben, die im konzentrierten Frauenwillen die letzte Kraftreserve sehen, die im Kampf um die gefährlichsten Menschheitsgüter noch aufzustehen können. Ein Beweis der Unvollständigkeit, der Unvollständigkeit unsererzeitigen wiegt schwerer als selbst ein taktischer Fehler.

Arbeitskollektive.

Ein weiteres, das wir uns angelegen sein müssen: wir dürfen nicht die einzelnen in unsern Reihen zu stark belasten. Wir lassen es meist ruhig geschehen, daß Einzelnen, die sich in der einen oder andern Beziehung besonders geeignet oder befähigt erweisen haben, immer wieder Aufgaben obliegen, es ist am bequemsten so, man weiß, es wird gut gemacht, man findet, jene habe ja Übung und man entlastet somit sein Gewissen, das einem ganz deutlich bemerkbar zumeist, man wäre eigentlich verpflichtet, auch seinerseits ein Mehreres

an Arbeit und Belastung auf sich zu nehmen. Was braucht es oft für unendliche Mühen, sich um ein kleines Vermögen in irgend einem Frauenverein zu bemühen? Was gibt es alles für ungläubliche Ausreden, warum man nicht kann oder mag, oder sich nicht fähig fühlt, oder nicht darf. Und dabei gibt es doch nur eine Mengefrage zu stellen: Ist das Fortbestehen des in Frage stehenden Vereins oder dessen Arbeit notwendig oder nicht? Wer es vermeint, nun, der möge eben den Vollen unbedeutend lassen und die Verantwortung für das Aufstehen der Arbeit auf seine Schultern nehmen; wer es aber behauptet, nicht mit diesem Angelegenheit auch bereit sein, seinen Anteil an Kosten auf sich zu nehmen und muß es irgendwie mit seinem Alltagspensum an Arbeit vereinigen können. Und bei näherem Zusehen geht es meistens doch! Wie manche Vorkämpferin vertritt doch ungenügend, wie manche persönliche Liebhaberei läßt sich noch ein wenig einschränken, wie manches läßt sich überhaupt vereinen, wenn man sich aus der Neigung zu geistiger Bequemlichkeit ein bißchen energisch aufstellt.

Unjüngst hat man eben gar nichts auf der Welt, nicht einmal die Zugehörigkeit zu einer Idee. Auch das verlangt Verantwortung und Mitarbeit! Niemand aber dürfen wir uns mitschuldig machen am Bestehen, am Verschicken der Bewegung dadurch, daß wir es ruhig geschehen lassen, daß einzelne alles tun müssen, bis diese Einzelnen das Ganze eben nicht mehr richtig tun können und die misslichen Folgen sichtbar werden. Oder bis das Eine vor dem Übermaß der Arbeit zusammenbricht, plötzlich ganz ausschalten muß und niemand sich in der überausenden Sachlage zurecht zu finden weiß. Abgesehen davon, daß ein Gedanke nur dann sich fruchtbar auswirken vermag, wenn er sich auf einen weiten Kreis verantwortungsbewusster Träger stützen kann, eine Organisation, in der eine alles tut und die andern nur zählende Mitglieder sind, ist zum vornehmen auf den Nachhaken gefügt.

Wir sind aber nicht nur zur Solidarität verpflichtet in der Arbeit unserer Verbände, sondern vor allem auch zwischen jedem einzelnen unter uns. Und es scheint mir, als ob dies in der heutigen Zeit beinahe noch schwerer wäre als das erstere. Ein jedes steht durch seine Familienbindung mehr oder weniger in Beziehung zu irgend einer Interessengruppe und es fällt manchmal nicht immer leicht, sich den Willen klar und die Stimme des Herzens unbedeutend deutlich zu erhalten für das, was es der Gesamtheit unserer Geschichtsgenossen nützlich ist. Nicht ohne tiefes Erschauern konzentriert man sich, und dort heißt die Spannung zwischen Verantwortlichkeit und unbedeutender Frau wieder schärfer geworden ist. Manche im Erwerbsschaff stehende, alleinstehende Frau will der verarbeiteten Frau das Recht auf Selbstbestimmung nicht mehr zuerkennen und manche verarbeitete Frau sieht in jedem lernenden, strebenden jungen Mädchen und jeder selbständig Berufstätigen eine allfällige Konkurrenz für Mann und Ehre und will nur das, was in ihre eigene Schöhre hineinragt, als zulässig für andere weibliche Wesen gelten lassen.

Niemand verkennt die Tatsache, daß die gegenwärtige Notlage groß ist (man weiß auch, daß ungenügende Auswäusche bestehen) und man läßt keinerlei Vorzug unbenutzt, um diese Notlage zu schaffen, die junge Leute beiderlei Geschlechtes den Mangelberufen zuführt. Daneben und gründlich hilft man aber nicht dadurch, daß man versucht, das Rad der Zeit rückwärts zu drehen, daß man mühsam Ertrungenes leichtfertig wieder preis gibt und gewohnte Zustände heraufbeschwören will, die sich eben doch ganz anders auswirken würden, weil wir selber und die Verhältnisse anders geworden sind, sondern nur dadurch, daß wir das Verantwortungsgesühl in jedem einzelnen zu stärken lernen, damit jedes sein Tun in die großen Zusammenhänge hineinstellen lerne und aus jedem Pflichtbewußtsein heraus auch seinen Anteil an Verantwortung übertrifft auf sich nehmen. Mehr Solidaritätsempfinden, auch in ungezählten aufeinander nebensächlichen Dingen des Alltags! Denken wir nur an das große Problem des hauswirtschaftlichen Dienstleistungsjahres, ab es sich volkswirtschaftlich so auswirken wird, wo wir Frauen für einander einzustehen bereit sind und einsehen, daß wir nicht nur an unsere eigenen Kindern zu Erziehungsarbeit verpflichtet sind, oder denken wir an den Einfluß der Frau als Konsumentin. Heimarbeit — Handarbeit — Frauenarbeit — diese Begriffe bedenkt sich ja fast

hoffentlich, wer die Konsequenzen daraus zu ziehen bereit ist, muß sich allerdings zum vornherein klar sein, daß es ohne Opfer nicht abgeht. Denn wer sich heute ernsthaft vornimmt, vor allem Dinge zu kaufen, die unter gerechten Arbeitsbedingungen gemacht worden sind, die einem wenig begüterten Menschenkind die bescheidene Möglichkeit zu einem menschenwürdigen Auskommen bieten sollen, der muß mehr dafür auslegen, und das ist ein Unlust, der heute bei den meisten Leuten ins Gewicht fällt. Aber wir können nicht um diese Forderung herum, denn die praktischen Folgen sind ganz bedeutend und die geistigen vielleicht nicht weniger. Man nehme nur mit an, daß irgend etwas umgehört und ohne Rücksicht auf die Sache — haben wir es nicht nur uns und dem Betroffenen selbst zu Gebote getan, wir haben dann in die sorgsam geübte Umfriedung unserer Idee eine Breche geschlagen, wodurch zerfallende und zerfallende Elemente viel ungemühter eindringen können.

Ehe halten.

Und endlich müssen wir bereit sein, immer und wo es auch sei, in der ganzen Tragweite, die diese Forderung in sich schließt, die geistige Verantwortung auf uns zu nehmen. Auch dann, wenn z. B. unsere Bewegung angegriffen wird in der Kritik an einem Menschen, mit dessen Tun wir tatsächlich nicht reiflos einverstanden sind und wo es dann einigen Mut braucht, das „dennoch“ auf uns zu nehmen und uns selber zur Zielscheibe des Angriffs zu machen. Aber man kann hier wohl einen Fehler zugeben und doch den Gedanken, der dem Ganzen zugrunde liegt, bereitwillig, man kann der Idee treue halten, selbst wenn menschliche Unvollkommenheiten notwendig lauten. Nur einseitige, unüberlegte Stellungnahme beharrt uns vor, unsere gesamten Bestrebungen in Selbstkritik und Kraftlosigkeit zurück zu lassen und hilft uns, ihnen langsam die Achtung und die Ehrlichkeit vor Augenstehenden zu erringen, die sie eben doch notwendig brauchen zu ihrer endlichen Verwirklichung.

Keine Zeit kann von sich selber erweisen, wo ihr Gütes und ihre Schwäche liegt. Auch wir können es nicht. Eine spätere Generation wird erst über uns das Urteil fällen, ob wir, die Träger der heutigen Hohe der Frauenbewegung, ihren Gehalt betriebe oder ob wir ihn verzerrt haben. Wir können uns nur darum kümmern, die Aufgabe, die die heutige Stunde an uns stellt, zu erkennen und darnach zu tun. Viel leicht ist sie ja nicht so sehr in Daten als in dem Sein. Unsere Geschicklichkeit ist nicht immer der Gradmesser für den inneren Wert und höhere Erfolglosigkeit braucht nicht unbedingt Stillstand zu bedeuten.

Wir wollen in die Tiefe gehen, wo wir nicht in die Breite gehen können. Wir wollen die Möglichkeiten voll ausnützen, die uns gegeben sind und wir wollen nie vergessen, wo die stärkste Kraft liegt in aller Arbeit für uns mit den Menschen: in der Liebe, die wir untereinander haben.

Ehe — ein „endlos Wagen“.

„Und Liebe, das ist nicht dem Alter gleichend? Doch fürchtet sie, aus Färditen ist sie selig. Dem all ihr Glück, was ihr's? — ein endlos Wagen.“ (Mörke)

So findet der Dichter, und auch wir dürfen die Schwierigkeiten der Ehe für moderne Menschen nicht verweigern. Bekanntlich bleibt die Wichtigkeit oft nur zurück hinter die Wichtigkeit und oft zum Beispiel in den zahllosen Fällen, wo eine lediglich um materielle Vorteile willen geschlossenen und zum Geschäft erwidert. * * * * * „Uns, die Frauen und die Liebe“, von Marie Anne Weber (Verlag Langewiesche, Königstein i. T.).

weib. Oder in jenen anderen, wo dies nicht geschieht, oder dennoch der Ehegatte eher Liebe zeigt als gegenüber dem Gewicht von Pflichten, Verantwortungen. Oder auch die „Barnunfeste“, die etwa um der Familiengründung willen, aber ohne eigentliche Zuneigung geschlossen werden. Auch solche Ehen können als Pflichtenverpflichtungen im Verlauf des Lebens einen über ihren Nutzen hinauswachsenden Wertgehalt gewinnen. Jedoch bleiben sie meist Teilverpflichtungen, wenn ein Mangel anläßt. Wiederum andere Ehen werden durch die Illusion jugendlicher Lebensglück geführt, deren Wollungen die Erkenntnis derer Jugendzeit der Gatten nicht über sich selbst dann, wenn die richtige Liebe Mann und Frau vereinigt, ist damit durchaus kein mißliches Misereinander begünstigt. Auch die glückliche Ehe ist keine bequeme Nachhut, sondern gleich einem Schiff, das im Wogengang der Gefühle mit steter Wachsamkeit an den Klippen äußerer und innerer Schicksale vorbeisteuert. Und gerade darin, daß sie ein Wagnis ist, besteht ihre Großartigkeit.

Viele Ehen scheitern an den von außen auf sie einwirkenden Mitten und Sorgen: Unglück, Armut und Krankheit, viele unabhängig davon nur an den Mängeln der menschlichen Natur. Wir wollen hier nur von solchen, aus inneren Gründen entstehenden und eben deshalb bemerkenswerten Fällen sprechen.

Es ist nicht leicht, die lange Reihe gemeinsamer Alltags zugewandt harmonisch und gehobelt zu gestalten. Es ist erst recht nicht leicht, einander auch nahe zu sein und doch so viel Abstand zu halten, daß keiner den andern bedrängt. Jeder Gatte bleibt auch bei inniger Vergemeinschaftung ein noch eigenem Geistes angetriebenes Selbst. Jeder besitzt seinen eigenen Rhythmus von Ruhe und Wachheit, Frohsinn und Ernst, von Ehen und Fluten der Gefühle. Jeder soll volle Eingabe über und zugleich tiefe Eigenständigkeit wahren als die selbstverantwortliche Person, die er ist. Jeder Gatte hat Sorge zu tragen, daß weder er selbst noch der geliebte Partner sich fallen lasse in Herzenssträgheit und selbstliche Genossenschaft, die das nahe Zusammenleben entsäuern und belasten. Auch gestittene Menschen droht stets die Gefahr, daß sie sich in der Stille des Alltags zu wenig Mühe miteinander geben.

Es gibt Schwächenheiten, die noch tieferen Quellen entspringen: verschiedene Temperamente, verschiedene Art der Erfahrung und Einsichten, die sich in den zahllosen, gemeinsam zu treffenden Entscheidungen gegeneinander wenden und doch zum Einfall gebadet werden müssen. Niemand kann ein Gatte nur Wiederhall des andern sein, stets treten Situationen ein, in denen er Gegenpart sein muß. Damit solche unheimlichen Kämpfe nicht zur Entfremdung, sondern zu festerer gegenseitiger Durchdringung führen, bedarf es nicht nur der Liebe als Lehrmeisterin, sondern auch der Mäßigkeit vor den Geführgen und der Bereitschaft, ihm als ebenbürtige Person anzuerkennen. — In dieser Hinsicht ist von früheren Generationen viel an dem beizubehalten, als dem schwächeren Geschlecht, die Ehen zu führen, Frauen und Kinder gatten befehllich jahrausjahrein als Besitz des Mannes, über den er Herrschaftsrechte ausüben durfte. Keine dieser Auffassung bestimmen noch heute den Bau unserer Familienrechts und nicht selten die eheliche Vergütung. Aber die Zeitheit und Mäßigkeit des gegenseitigen Verhaltens der Gatten hängen davon ab, daß der Mann seine Frau nicht als ihm untergeordnet, sondern als ebenbürtigen Menschen betrachtet, daß die Frau den Antrieb besitzt, ihm nicht nur Dienerin und Hausfrau, sondern Gefährtin auf dem langen Wege zu menschlicher Reifeung zu sein. Geht das nicht, so wird die Ehe in der Tat auf die Länge der Jahre eine höchst banale, der Befriedigung von Notwendigkeitsbedürfnissen dienende Einrichtung, als welche sie den hoch bedient, mit dem geistreiche Menschen je überlassen haben.

Die eheliche Liebesgemeinschaft verlangt das Zueinandersehen, Sichfinden, die tiefe Solidarität und Opferbereitschaft — mit eigenständiger Willkür und dem Drang des einzelnen, sich genügend auszuleben, ist je nicht vereinbar, aber auch nicht mit dem Gang zur Reifeung. Innerer Bestand auf dem langen Wege zu menschlicher Reifeung. Gatten einander nicht nur durch begehende Eingabe, sondern ebenso durch Kritik und Widerspruch

Wünsche aus uralten Tagen, die ihre Schönheit bewahrt, weil sie unerfäßlich blieben. Heute ist es kühl auch hier. Ferner Glodenfaden schwebt herein durch die Stämme, dort, wo der Pfad von übergrüner Dämmertiefe umfließen, ins Freie führt. Ein paar Augenblicke lang bricht durch die Kronen das Himmelslicht herein, in viele magische Bündel zerlegt, wie es zwischen den Felsen herrliche uralter Dome schwebt. Und wie dort unersichtbare Räume in den Strahlenbündeln auf- und niedertanzen, so schweben hier lautlos und leicht die Blätter aufsteigend ins Dunkel hinein, daß andere Herz und anderer Wald die Frühlingserlöstränen.

Ich mußte es, das war das Mysterium des Ersehnten in der Natur, das in der Tiefe ihres Serpens, im Walde, wo er am dunkelsten und einsamsten ist, gezeitet wird, einem göttlichen, lichtvollen Augenblick lang, in dessen draußen die Sonne den Weg befragt und alle lebenden Wesen wieder von lebendem Erden künden. Schimmernd lagten meine Augen auf neue die ferne Bracht, und es war mir schwer sie im Rücken zu lassen und bergab zu wandern zu den Wohnungen der Menschen.

Aber wie mir die Hingebenen endlich die Klärschau verwehren, da glänzt der See heraus und schimmern die Bäder, tauchend und warm unter einem Himmel, so klar wie am schönsten September. Martinimörner befragt die weißen Säulen und die herberden Gärten und löst den müden Blumen noch ein liebliches Rädelchen ab und küßt noch einmal die Welt in Liebeswärme, es ist die goldene Frühlingsträne, die besten Sommerlicher, der Herbstes Reifeungsinne vermischt ist in die lange, kalte Nacht, in der Pan schlüft

und mit ihm die Klänge, Düfte und Farben seines Waldes, meines liebsten wilden Gartens. Maria Weber.

„Teatro siciliano“.

Der Schreiber von Monteverdi jagte, Catania, meine Vaterstadt ist die schönste und lauterste in Italien. Er hatte früher keine andere gesehen, denn in diesem Dreck, Staub, Lärm und Gestank fällt es uns schwer in seinem Loblied mitsingend.

Mitredung zur Entlassung unseres harten Urteils, zur Erklärung unseres Unbegreifens: der Sizilianer erkennt man an ihren Karren-Koffen, Es ist an allen Ecken fest, die Stadt löst sich nach der Gründung des Autos, doch gibt es neben zweirädrigen Karren schon vierwädrige Fahrzeuge. Die Zeit ist bei uns der Vertreter, Gedächtnis, Hofkaplaner und Kolonialhand. Von Gesteine ganz so schweißend: die größte Latrine der Welt ist die Hofmühle von Catania.

Der Sizilianer weicht nicht, er steht, umhüllt uns mit ein heißes Nicht und legt einen mittleren Beifahrer auf das Pr. Im Markt, wo der schwarze Elefant auf seiner Seite sich wundert, gibt neben Karbidglanz, Fischautionsglanz, Kolonotiranz, gebundene entragte Döringe mit Salat, und wulstigen Wein. Die Stadt ist groß am Abend, der Verna rückt aus dem Schmetzer und die Konditionen sind Schmetzer. Wir auch. Ein gewisser Graf Karolus von Ungaru steht auf einem Podium und schließt

Schwerer, Verdauung normal. Es ist frühestes Frühstück, der Sommerlicher Dige. An einer Ertränker hängt ein großmütiges, blutdürstiges Gemäde, ohne Aufschrift und Buchstaben, daß es selbst die Analphabeten lesen können. Aber dennoch will uns einer Auskunft geben, besäumt lächelnd verschwinden die Betragten: das es so etwas noch gibt in unserer modernen Stadt.

Ein Suppertheater, meint ein Junge, aber da geht man doch nicht hin. Reigt uns schließlich die Gasse, eine schmale Gasse in düsteren Viertel, das Haus, eine große Scheune ohne Fenster. Zumalen wird der große Wirtshaus unwirksam, unter Stern ist noch und frisch, alle Sinne bereit zu empfangen. Teatro siciliano steht über dem herbelebenden Eingang.

Wir sind Fremde, wir zahlen nichts, wir sind Gäste und sitzen in einem großen Raum auf harten Bänken. In Catania gibt es wenig Antiquitäten, griechisch-sizilianische Altertümer, man hat keine große Mühe ihnen auszuweichen. Nachbar Verna hat damit aufgeräumt, aber hier besteht die mittelalterliche Tradition der Marionetten. Junge Männer, Hofarbeiter, Soldaten, bis zum Greis, reben rufen, lachen in der düstern Döble, und da mein Begleiter eine Dame ist, wird sie mit überquerendem Vorhüllmantel hinausgeschleift, hinter der Bühne verstaubt und von den Akteuren mit Sonnenkolonnen traktiert. Hier sind nur Männer. Mein Nachbar, von der Arbeit lösend, ohne einen Augenblick zu zögern, erhebt mir das Glas. Es ist wirklich nur ein Glas des ganzen Lebens, das vier Monate lang jeden Abend seine Fortsetzung „ndet und täglich

von den Stammgästen mit rührendem Entschlossenheit — oft lärmend und überdramatisch — begleitet wird.

Der Vorhang geht auf, das Wunderbare beginnt. Die Puppen sind über einen Meter hoch und dreißig Kilo schwer. Starke Arbeiter führen die Figuren mit einer Begeisterung, und einer traditionellen Virtuosität, die man den Dürchen, wenn sie Lustfeste ausleben, wenn sie auf der Bühne stehen liegen, nicht austraut. Eine bauschende Pracht hat der Kostüm eine eben die Stange dirigieren redet Arm mit Schwert, der linke mit Schwert läuft an einer Schür. Alle Figuren sind mittelalterlich gepanzert in Silber oder Gold, wunderbar ausgearbeitet, scharf und poliert — und aufgelegt wird, längs eines ganzen Winters, der Rufus von Karl dem Großen und seinen Palatinen.

Zweifelhafte finden hat, ganze Schladion, zwischen Selben und Verräten, zwischen Gläubigen und Mörtern, zwischen feindlichen Brüdern, Dialoge, Verschönerungen, Wehle des Kaisers, Intrigen der Könige, Empörung der Brinselin. Wagen bringen Hochwürdigkeit, Karren tragen die Weiblichkeit, bräutliche Damen in goldenen Brustschiff weinen und schluchzen. Die toten Selben häuten sich bei jedem Aufschluß.

Die Molandengelen sind in Sizilien sehr populär, der volle Satz kennt sich aus, ist vorbereitet. Solch Publikum wäre jedem Theater zu wünschenswert, das beglückert vier Monate lang jeden Abend, bis es übergeht und bergeht mitgeht. Die Männer brüllen, die Männer Intrigen mit den Säben und lassen die Käufe, die Männer schluchzen, die Männer lassen sich in keinen Kino loden: Jetzt kommt Orlando der

breiten Felde bewegen werden. Auch als gegen-
seitigen Besitzverhältnis läßt sich die Ehe, wie
sie sein soll, nicht betrieblen. Denn eine die
verschleierten Altersphasen und Entwicklungs-
stufen umfassende Lebensgemeinschaft kann nur
dann ihrer größten Gefahr, nämlich ihrer Ent-
leerung durch Schwelgen und Altag, stets aus
neue entziehen werden, wenn sich die Gatten
außerhalb der beglückten Welt, wo sie einan-
der in ununterbrochener Ausgeglichenheit aus-
gelebt hätten, gegenseitig noch Freiheit gön-
nen für ein eigenes persönliches Leben.

Was sagen die Lehrer dazu?

Der „glettende Schättagelplan“.
Ein Erlaß des Reichserziehungsamtes im
Deutschen Reich bestimmt, daß am Staatsju-
gendtag (der Samstag, 12. d. M.) künftig kein lehr-
planmäßiger Unterricht erteilt werden darf, son-
dern dieser Tag ausschließlich der nationalposi-
tiven Erziehung dienen soll. Eine Uebertragung
der durchgängigen Unterrichtsstunden auf die
übrigen fünf Wochentage ist für die mitt-
leren und höheren Schulen auf die Dauer nicht
taugbar, vielmehr muß der bisherige Wochen-
stundenplan auf sechs Tage verteilt bleiben. Da-
her muß ein weiterer festlicher Unterrichtstag als
Erlaß für den Staatsjugendtag angehängt werden.
Das hat zur Folge, daß die sechs tägige Schu-
woche fortanändig um je einen Tag weite-
rgerückt. Dieser „gleitende Schättagelplan“ soll nach
den Vorschriften an allen mittleren und hö-
heren Schulen durchgeführt werden. Für die
Volksschulen bleibt eine weitere Regelung vorbe-
halten.

Warum brauchen wir unser Frauenblatt?

Eine Dejerin schreibt uns:
„Weil das Frauenblatt in seiner jegigen sehr
guten und klaren Art Einigkeit gibt in alle uns
Frauen beruhigende Gebiete, also solchen von
große Anregung bringt, denen durch äußere
Verhältnisse, wie Krankheit oder berufliche Ab-
geschliffenheit, Gebotenaustausch mit Gleichge-
sinnten fehlt.“

Rühne Afrika-Reisende von einst und jetzt.

Am 17. Oktober war es ein Jahrhundert her,
daß Alexandria Petronella Franci-
ca Linne in Haag geboren wurde. Ihr großes
Vermögen machte es ihr möglich, drei unbe-
tante Reisen durch damals noch nahezu un-
bekannte Gegenden in Nordafrika zu machen. 1862
reiste sie mit Mutter und Tante nach Ostafrika.
Von dort aus führten sie den Weichen Nil hin-
auf bis Gondokoro. Das Dampfboot, das sie ge-
nießt hatten, nahm türkische Soldaten an Bord
zu ihrer Verteidigung. Dessen erkrankten
die Mitglieder der Expedition, auch Freule
Linne selbst, die sich aber nicht abschrecken ließ
und nach einer zweitägigen Fahrt in die Sand-
wüste von Niam Niams, der berühmtesten Men-
schenfresser.
Mit 5 Schiffen und 200 Personen, 4 Kamelen
und Proviant für 10 Monate reiste man ab.
Drei Gelehrte waren mit ihr gegangen: H. von
Seuffelt, Baron d'Albany und Dr. Seubner.
Lehrtre, sowie die Mutter Alexandrias, und
mehrere andere Europäer starben während die-
ser Reise. Bis 1864 reiste sie aber die Reise
fort, obwohl auch ihre Tante in Ostafrika starb.
Nachher lebte sie längere Zeit in Kairo, wo
sie viele Sklaven freikaufte, Prozesse
führte gegen Sklavenhändler und sich
während einer zweijährigen Reise als Mission-
sfliegerin betätigte. Die „holländische Gräfin“,
wie sie genannt wurde, stiftete auch ein Spital
für Maul- und Nashornpest, das die Armen
von Kairo ihr brachten, gütig auf.
Anschließend plante sie eine neue dritte Ex-
pedition nach der Sahara und dem Tiffafbe.
Diese Reise hing in Tripolis an, wo der nie-
derländische General Komul, der sich ziemlich an-
gibt über die Pläne seiner abenteuerlustigen
Landesmannin, aber es nicht fertig brachte,
sie davon abzuhalten, ihr das Versprechen ab-
gab, sie unter der Bedingung abgeben zu lassen,
wenn sie mit dem Titel „Freule“ angeteilt.

nahme, daß sie ihm regelmäßig Nachrichten schrei-
ben sollte. Daher ließ man, daß Freule Linne
Ende März in Marokko schwer erkrankte und
zwei Monate nicht weiter sehen konnte. Zwei
holländische Matrosen ihrer Nacht führten dann
die Korrespondenz.
Im Juni erst konnte sie wieder weiter reisen.
Eines Tages kam in ihr Lager ein Häuptling
der Quarens mit der Bitte, daß sie, der ein
großer Haß von Güte und Weisheit voranging,
nicht sprechen möchte in einer Zusammentreffung,
welche zwischen ihm und einem andern Quarens-
Häuptling stattfand. Sie stimmte diesem Wunsch
zu und reiste ins Lager dieses Stammes, um
den Streit abzugeben. Wahrscheinlich ist dies in-
direkt die Ursache ihres Todes geworden, denn
sie entschied unglücklich das Streit, dessen
der sie als Richter gerufen hatte. Und ihre Be-
neidung, zum größten Teil Quarens, waren im
ganzen auf der Seite seines Gegners Ja-
bur. Von Tag zu Tag wurden sie unangenehmer
und schließlich entstand ein Streit, wobei die
zwei holländischen Matrosen sofort getötet wurden.
Deshalb einige von Freule Linne losgelassenen
Negerknechten versuchten, sie zu retten, wa-
ren die Quarens schon in ihr Zelt gedrungen
und ermordeten auch sie.

Von der ersten Reise existieren zwei Bücher,
eins von ihrem Stiefbruder John Linne verfaßt:
„Geographische Notes on an Expedition in
Central Africa, by three Dutch Ladies“ (1816).
Während man in „Beremanns“ Mitteilungen
(1865) einen Artikel von von Seuffelt findet.
Am Tage ihrer Ermordung wurde sie in Ver-
bindung mit, Schuchardt in Nordafrika, beerdigt.
Zwei Jahre nach Alexandrias Tode wurde von
ihrem in England erzogenen Stiefbruder zu ihrem
Gedächtnis in der niederländischen Westindien-
„the Episcopal Church“ gegründet, welche noch heu-
zutage von der Englischen Kolonie besucht wird.

Ein Menschenalter vorher hat eine andere nie-
derländische Frau, u. a. auch in Ute n a g e d e
Mit als Lehrende mit ihrem Vater, Sidakif, durch-
gereist, welche Reise von dem deutschen Arzt
Georg Meißner, der der Expedition mit-
machte, beschrieben wurde. Auch das junge Mäd-
chen, das sich über Hunger und Entbehrungen
nicht beklagte, hat ein Tagebuch veröffentlicht.
Es kam vor, daß man nach 32 Stunden Fahrens
im Ochsenwagen kein Lager machen konnte, weil
entweder Buschmänner oder wilde Tiere es un-
möglich machten. Drei Wochen lang war Augusta
schwer krank inmitten der Wäster in der afri-
kanischen Wildnis.

Beide Frauen, die eine 1803/1804, die an-
dere 60 Jahre später, haben als Abenteuer-
läufer und Wästerdame gehandelt. Die erste Ex-
pedition der Freule Linne kostete ihr 72,000
Gulden.

Wie anders eine Amerikanerin, die ich hier
für als Dritte erwähnen möchte und die noch
unter den Lebenden verweilt und nichts lieber
will, als zum fünften Mal den dunklen Erd-
teil bereisen.

Mrs. Delia J. Meleh hat in den Jahren
1904 und 1909 mit ihrem Gatten Ostafrika
durchquert, um Elefanten und andere wilde Tiere
zu dem Feldmuseum in Chicago und das Mus-
eum für Natural History in New York zu
erwerben. Hier war das Reisen Abenteuerlich. Auch
in diesen Tagen große Entbehrungen, aber auch
viele glückliche und ergiebige Erfahrungen, von
welchen die Amerikanerin in ihren beiden Bü-
chern „J. T.“, die „Biography of an African
Monkey“ und „Jungle Portraits“ erzählt.
Während des Weltkrieges war sie dann in den
Spitalen in Frankreich tätig, 1924 und 1929
reiste sie dann wieder im Auftrag vom Brook-
lyn-Museum für Kunst und Wissenschaft nach der
Senegal-Kolonie und dem Senegalfluß hinauf bis
an die Grenze Westafrikas. Eine einzige weiße
Frau nach Gegenden, die vorher kaum drei weiße
Männer bereist hatten. Als ihre Arbeit für das
Museum hinter ihr lag, gab sie auf eigene
Reise in diesen noch unbesetzten Gegenden, wo
sie mehrere Monate lebte, um die Sitten
und Gebräuche der Neger zu studieren.
Auch sie erkrankte schwer und sie erzählt, daß
eines ihrer merkwürdigsten Erlebnisse gewesen
sei, als sie in ihrer aus Gras und Lehm ge-
bauten Hütte im Urwald, in die nur wenige
Augenblicke am Tage das Licht durchdringen
konnte, zwei Diener diskurieren hörte, ob sie
sie nach ihrem Tode katholisch mit gekreuzten
Händen, oder nach den Sitten der Protestan-
ten mit den Händen an den Seiten begraben
sollten.

Wer weiß woher — in langer Reihe von Mund
zu Mund — diese Texte gekommen sind, denn sie
sind nirgends aufgeschrieben, werden absolut un-
literarisch und mit solch dynamischer Kraft, mit so
viel geliebter Natürlichkeit, daß sie nicht nur das
Brot des Schenkwirtschafters durch ihre herofischen, phan-
tasiehaften, liebevollen, bluttrüben Szenen im Mann
halten durch Jahrhunderte, sondern auch einen theo-
retischen und kinematographischen Künstler nicht nur
kurz amüsiert, sondern für länger und tief er-
greift.

Wichtige Woche, sagt mein Nachbar, wird das
Spiel zu Ende sein. Da wird heiß gekämpft wer-
den und wenn der große Roland fällt, werden wir
alle umfallen. Aber jeden Herbst fängt wieder
von vorne an, meint er tröstend, dann mißt ihr
kommen und Euch das Ganze ansehen.

Die Spieler hinter der Bühne sind erschöpft und
rot vor Anstrengung, aber stehend und selbstbe-
wußt stellen sie uns ihre Bedürfnisse vor, die gods-
berühmten Paladine, den ersten großen Kari, und
umgeben im Leben und Schreiben, ohne Anteil an
diesen Erregungszuständen der Zivilisation sind sie
unbewußt Träger einer lebenswichtigen Tradition,
lester Zweig einer alten Kultur.

So ist denn Catania für uns durch die Er-
lebung an diesen Abend dennoch auf höchsten
Stadium und für den, der einmal dort sein
verloren wird, habe ich den Namen, der aberm
Lore steht notiert, die Straße habe ich vergehen:
Teatro siciliano, Proprietario Signore Cifala.

Jacob Jack.

Eine tapfere Kämpferin.

Ein Gespräch mit Irene Garand, der Kämpferin gegen Rassenhaß und
Menschennot.

Sie ist jung und anmutig. Das banale Wort
„hübsch“ ist nicht am Platz, dazu hat sie —
bei aller Heftigkeit etwas zu Ernste, Ergrei-
fendes. Große braune Neugierden blicken aus
einem schmalen Oval; sie sind rein und tief,
wie das Wollen dieser jungen Oesterreicherin,
die ganz allein eine heute schon beachtliche Be-
wegung gegen den Wahn des Antisemitismus, ins
Leben gerufen hat.

Wir haben uns bei einem der zahlreichen Gen-
fer Empfänge in eine stille Ecke geflüchtet, und
endlich kann ich unter vier Augen mit Irene
Garand sprechen, deren Namen ich schon oft
nennen hörte.

„Und was hat sie bewegt, in den Kampf
einzutreten — in diesen gewiß nicht leichten
Kampf?“ frage ich.

„Meine religiöse Ueberzeugung“, antwortet
Irene Garand schlicht, „ich bin eine fromme
Christin. Christentum und Antisemitismus sind
unvereinbar.“

„Dennoch bringen es so viele fertig, sich Chri-
sten zu nennen und unchristlich zu handeln.“

„Das schreie, ich verstehe mich nicht ganz
traurig. Wenn Sie ahnten, wie tief mich das
alles drückt, Sie möchte fast um Verzeihung
bitten für die Unmenschlichkeiten dieser Zeit,
und ich kann nicht schweigen, denn wer duldet,
macht sich mitschuld.“

„Wollen Sie mir ein wenig von Ihrer Ju-
gend, von Ihrem Entwicklungsgang erzählen. Es
müssen besondere Umstände gewesen sein, die
Sie auf Ihren Weg führten.“

„Gerne. Ich will Ihnen von meiner Mutter
erzählen, denn ihr dankt ich meine Ueberzeugun-
gen. Sie war eine so wunderbare, groß den-
kende Frau. Sie starb, als ich 18 Jahre alt
war. Ich bin Kind einer christlichen Waise, mein
Vater Katholik aus Deutschböhmen, der
berühmter Schachspieler, meine Mutter Ste-
phanie, eine aus dem böhmischen und Fran-
zösischen. Der Begriff Religion wurde in mei-
nem Elternhaus ebenso tief wie frei aufgefaßt —
es war die Religion des Gut-Handelns, der
Brüderlichkeit, der Toleranz, die meine Mut-
ter mir einprägte. Sie lehrte mich das Ge-
meinnutige aller wahren Religion verstehen, die
Verbundenheit aller guten Menschen auf glei-
chen Grundlagen.“

„Und welches war ihr Bildungsgang? Wie
erwarben Sie ihr geistiges Nützigen?“

„Damit ist es nicht allzu gut bestellt. Als
der Krieg ausbrach, war ich 13, gehöre also zu
der Generation, deren Entwicklung körperlich und
geistig unter recht unglücklichen Bedingungen
fiel. Ich habe später ganz studiert, aber meine Ge-
sundheit war zu sehr. Mit 18 Jahren habe ich
meine liebe Mutter verloren. Nicht viel später,
mit 20, habe ich einen früher aktiven Offi-
zier, der jetzt Staatsbeamter ist.“

„Er wird sicher oft um Sie besorgt sein, wenn
Sie sich nicht nur alten Anstrengungen, sondern
auch allen Gefahren Ihres Feldzuges für Auf-
klärung und Gerechtigkeit aussetzen. Wäre er
nicht gewöhnt?“

„Ja, auch wenns ihm nicht immer leicht wird.
Aber er meint, wir müssen alle tapfere Kämpfer
sein und ich wäre eben ein Soldat des Frie-
dens. Ich habe nicht wenig Drohbriefe bekom-
men; meinen Freunden war oft bang in diesen
letzten Jahren meines öffentlichen Wirkens. Aber
meine Bewegung wächst; sie hat jetzt in Oester-
reich über 25,000 Mitglieder, in Deutschland über
100,000 Mitglieder, in Frankreich über 100,000
Mitglieder.“

„Hatten Sie viel Freunde unter den Juden,
als Sie begannen, für sie einzutreten?“

„Selbstverständlich ganz wenige, aber unter die-
sen wenigen gute, achtenswerte Menschen. Als
nun aus Deutschland diese furchtbaren Nachrich-
ten kamen, als die Wogen der Grausamkeit und
des Haßes herüberzogen nach Oesterreich, da
ließ es mich keine Frage mehr. Ich setzte mich
hin und schrieb eine Antwort an Hitler, „Sie
sind ein Feind der Menschheit.“ Es ist eine Kritik an dieser
„Judenkreuzzeitung“, auf deren Grundlage die Menschen-
rechte geschändet werden.“

„Es scheint mir eine selbstverständliche
Pflicht der ganzen gesitteten Welt,
sich gegen die Brutalitäten aufzubäumen, gegen
die Diffamierung und Verungünder deutscher Ju-
den und Katholiken.“

„Ich möchte allen die Augen öffnen über die
Holligkeit des Rassenkardpunktes, mit dem
ja zugleich der ganze Judentumspott fallen muß.“

„Irene Garands Buch, im Verlag „Gerechtigkeit“,
Wien (wo auch ihre Zeitschrift „Gerechtigkeit“
herauskommt), erschienen, ist eine wertvolle
Abrechnung mit Hitler und dem Dritten Reich.
Es ist kein Feindesverwecheln und wendet sich nicht
an Gelächel, es bringt eine Fülle von Tatsachen,
die Sagen und Verleumdungen entgegengesetzt
werden können: Geschichtliches und Völkerkunde-
liches gegen den Rassenwahn und die angelegenen
„rassischen“ Eigenschaften der Juden, gegen die
Sagen über den Talmud, den Ritualmord und die
„Werden von Zion“; es ist reich an Bei-
spielen jüdischer Kulturarbeit alter und neuer
Zeit, schildert den Anteil von „Nichtariern“ an
Kunst, Wissenschaft, sozialer Arbeit, das Sel-
bentum zahlreicher jüdischer Soldaten und Offi-
ziere im Weltkrieg, insbesondere auch als Alie-
ger.“

„All dies stellt die Verfasserin dem Vernich-
tungsfeldzug gegen das deutsche Judentum ge-
genüber, und sie warnt vor der Ausbreitung
des antisemitischen Giftes in benachbarten Kul-
turen.“ Sie hat erkannt, wie sehr Blut und
Judenkämpfer den Boden allenthalben auflockern
und für Giftkraft empfänglich machen, vor allem
bei der Jugend. Sie warnt die Mütter.

„Sagen auch Sie es den Frauen und Müt-
tern“, meint sie, „daß eine Mutter, die erlaubt,
daß ihr Kind sich in ein Kinderbett einschleicht,

ihre Kind selbst fürchtbarer moralischer Gefahr
aussetzt. Der Judentum darf keine Heimstätte
in Herzen haben. Heute wird er als Gift für
die Wäster der Weltwirtschaft verwendet, die
doch niemals durch Verfolgung einzelner Gruppen
oder Völkern, sondern nur durch große
soziale Reformen geheilt werden können.“

„Was meinen Sie, als Christin, dazu, daß
dieser Rassenwahn auch die Grundlage des Chri-
stentums, die Taufe, nicht anerkennen und Men-
schen, die mitunter schon in dieser Generation
christlich sind, aufs neue zu Juden fähig?“

„Diese Frage behaft keiner Antwort. Es ist
alles Wahnsinn. Das Gattentum ist für die
ganze Kultur die größte Gefahr. Ihre Wä-
ster dagegen sind: Eifer, Verachtung, Haß,
Wahrheit, Gerechtigkeit — vor allem aber wieder
und wieder Nächstenliebe. Ich möchte nur
den Opfern den Trost geben, daß es Menschen in
der Welt gibt, die sich mit dem Terror nicht
abfinden, die kämpfen wollen, bis sie von ihren
Feindern erlöst sind.“

„Leider ist Irene Garand, die gerne in Genf
sprechen wollte, hier nicht zu Wort gekommen.
Es ist stets, ihr Thema paßt nicht in den
Rahmen der vielen Veranstaltungen ihrer Frau-
envereine. Aber die Genfer Atmosphäre leuchtet,
weil das dies nicht der eigentliche Grund war.
Von all den teils berühmten Frauen, die hier
waren und noch sind, ist keine eine nützliche
und überzeugendere Verkörperung weiblicher
Frauenarbeit als diese junge, zarte Oesterreich-
erin, die ihr Gattentum in die Öffentlichkeit, um
sich aufzukleben gegen Rassenhaß und Menschennot.“

Irene Garand ist eine Gläubige. Ihre Dar-
stellung ist schlicht und volkstümlich — vielleicht
findet irgendwo heißen, fast kindlichen Glauben an
den Sieg des Guten auch ein Massenfeld gegen
Menschenhater und aus ihren 25,000 werden
25 Millionen in allen Ländern. Bis.

Eine wahre Geschichte.

Ein amerikanisches Blatt, „Regina Leader“
„Boh“, schildert im folgenden eine Begebenheit, so
wie sie offenbar protokolliert wurde und die
keines weiteren Kommentars bedarf: „Eine be-
herrschende Kontrollstelle prüfte die Gehälter der
Beamten der Staatsanwaltschaft. Man las
„D. E. GreenSmith: 1800 Dollars.“
„F. G. Dorrance wollte wissen, warum dieser
Angehörige so viel weniger Gehalt bekomme, als
die anderen, von denen man las: A. V. McLean:
3800 Dollars; S. Duigg: 3700 Dollars; J. E.
Santoro: 3700 Dollars, und S. Abrain: 3500
Dollars.“
„Da wurde ihm gesagt, daß D. E. GreenSmith
eine Frau sei. Mr. Dorrance fragte, weshalb sie
dann so viel weniger bekommen sollte.“
„Ich denke“, erwiderte Mr. Davis, Oberstaats-
anwalt, „weil sie ein weiblicher Anwalt ist.“
„Dann ist das also eine Sache des Geschlechts?“
fügte G. S. Williams hinzu. Und mehr konnte
man nicht gut dazu sagen!“

Ein Gebetbuch!

Wahrlich, wenn ich jemanden, den ich lieb habe,
durch ein Gebetbuch erwecken möchte, ist würde ihm
am liebsten dies Buch geben. Man blättert darin,
man schaut... und man hat sofort den Wunsch:
Viele sollten mit einem solchen! Denn es ist ein
Büchlein, ein außerordentliches Büchlein. Ein
Büchlein für die großen Leute. Ich spreche vom
„Büchlein eines Leica-Mateus“
von Rudolf Reifloz (Verlag Frey
und Wasmuth, Zürich, Preis 12.50 Fr.)
Es ist nicht billig, nein. Aber das kann es
auch nicht sein. Wer es kauft und besichtigt,
macht eben ein großes Gebet. Ein Gebet,
das viel größer ist als sein Preis: Eine Fülle
von Schönheit tut sich auf für den, der in die-
sem Büchlein blättert. Auf 160 Bildern in
Großformat ist von der Schönheit der Welt ein

Von Büchern

„Hatten Sie viel Freunde unter den Juden,
als Sie begannen, für sie einzutreten?“
„Selbstverständlich ganz wenige, aber unter die-
sen wenigen gute, achtenswerte Menschen. Als
nun aus Deutschland diese furchtbaren Nachrich-
ten kamen, als die Wogen der Grausamkeit und
des Haßes herüberzogen nach Oesterreich, da
ließ es mich keine Frage mehr. Ich setzte mich
hin und schrieb eine Antwort an Hitler, „Sie
sind ein Feind der Menschheit.“ Es ist eine Kritik an dieser
„Judenkreuzzeitung“, auf deren Grundlage die Menschen-
rechte geschändet werden.“

Vater will den Kaffee kräftig?!

Gib ihm Kathreiner
mit etwas Frack-Aroma!

Das schmeckt und
bekommt ihm

— und Du sparst.



Vater will den
Kaffee kräftig?!

Gib ihm Kathreiner
mit etwas Frack-Aroma!

Das schmeckt und
bekommt ihm

— und Du sparst.

Literarische Beilage.

Editha Klipstein:

Anna Linde, Roman.

S. Goverts Verlag, Hamburg.

Die Leiter des neu gegründeten Verlagsbüros S. Goverts, Hamburg, haben mit und ohne Sie...

Anna Linde, um die Jahrhundertende ein junges Mädchen, dem literarischer Verstand...

Und doch wird es unbillig, Anna Lindes Schritte, die sie schrittweise ihrem Zentrum...

ruht." Jetzt sind es die Mächte, denen sich viele Frauen angeschlossen, und sie münden alle in eine...

Anna Schieber: Wachstum und Wandlung. Ein Lebensbuch. Rainer Wunderlich, Verlag Tübingen.

Anna Schieber breitet in diesem Buch den unergreiflichen Reichtum ihres Lebens und ihres Denkens...

Anna Schieber läßt uns in den Kinderjahren das geheimnisvolle Verbotenen und Mutter und Kind...

Dieses Unerschrockene und Unerschrockene ist in selbstmühevoller Tätigkeit bei der Erschließung...

Einmal erhebt sie in der Sterkammer so etwas wie ein Wunder. Ein junger Mann mit Starckampf...

Bei besonderen und geheimnisvollen Vorfällen und Begegnungen ist das Buch voll. Greifend die...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Ich verborgen vor den anderen in den geheimen Schlußworten des Briefes, die mich abzuholen...

Einmal erhebt sie in der Sterkammer so etwas wie ein Wunder. Ein junger Mann mit Starckampf...

Bei besonderen und geheimnisvollen Vorfällen und Begegnungen ist das Buch voll. Greifend die...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Aus dem Roman von Editha Klipstein "Anna Linde".

(Mit älterer Erlaubnis des Verlages S. Goverts, Hamburg, abgedruckt.)

Die Seiten des Künstlers lassen sich so wenig nachahmen wie die Seiten des Liebenden...

Das alles war Paris, — die erlebte Fern, die fremde. Anna fand der Herrlichkeiten mehr, als sie...

Erfolg und Ruhm! Alles viele Jahre durften nicht vergehen, bis man eines "Wunder", denn der Erfolg...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühelose Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erblüht im Empfangen...

